

Ciro Krauthausen

Ökonomische Illegalität in Kolumbien

1 Einführung

Wäre sie nicht so tragisch, es ließe sich von einer «Erfolgsgeschichte» sondergleichen sprechen: Einem Land der sogenannten «Dritten Welt» gelingt es, sich eine der profitabelsten Wirtschaftsbranchen überhaupt einzuverleiben. Seit Mitte der siebziger Jahre kontrollieren kolumbianische Drogenhändler den weltweiten Kokainmarkt.¹ Die milliardenschweren Einnahmen aus diesem Geschäft haben das Land zutiefst verändert; einem Wirbelwind gleich hat diese «Erfolgsgeschichte» die kolumbianische Gesellschaft bis in ihre entlegendsten Nischen aufgewühlt. Kein anderer einzelner Faktor prägt die unmittelbare Vergangenheit, die Gegenwart und wohl auch die nahe Zukunft Kolumbiens so sehr wie der *narcotráfico*. «Der Drogenhandel», schreibt Luis Alberto Restrepo über diese etwas andere Modernisierung, «entspricht auf anscheinend erfolgreiche Weise den beiden größten Herausforderungen, denen sich Kolumbien am Ende des Jahrhunderts gegenüber sieht: der wirtschaftlichen und sozialen Eingliederung der marginalisierten Bevölkerung in die Nation und der Eingliederung des Landes in die Weltmärkte» (1995: 192).

Wie bei anderen Modernisierungsprozessen auch läßt sich fragen, wieso diese Entwicklung gerade in Kolumbien stattfand. Auf Drogenmärkten betätigen sich in sehr vielen Ländern eine Unmenge von Akteuren. Warum aber tun sich einige Nationalitäten mehr hervor als andere? Wieso ist es durchaus zutreffend, wenn ein US-Drogenermittler bezüglich des Kokainhandels behauptet, «nicht alle Kolumbianer seien Drogenhändler, aber fast alle Drogenhändler seien Kolumbianer»? Sicher spielen geographische Gründe eine Rolle: Ein Blick auf die Weltkarte verdeutlicht, daß die günstige Lage zwischen den wichtigsten Koka-Anbaugebieten, in Peru und Bolivien, und dem größten Konsumentenmarkt, den USA, Kolumbien tatsächlich als Zwischenhandelsstation prädestiniert. Nur: Auch andere Länder in Mittelamerika und der Karibik liegen günstig, auch in anderen Ländern ließe sich die Verarbeitung der Kokapaste zu Kokain und der nachfolgende Export in die Verbraucherländer durchführen (Thoumi 1994: 177).

¹ Vgl. den Beitrag von Kai Ambos über den Drogenhandel in Kolumbien (in diesem Band).

Hier nun soll argumentiert werden, daß bestimmte Merkmale der kolumbianischen Gesellschaft den Erfolg der *narcotraficantes* zu erklären helfen. Nicht zuletzt deswegen, weil der Kokainhandel die kolumbianische Gesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten so verändert hat, ist es freilich manchmal schwierig, die Voraussetzungen für die Entfaltung des *narcotráfico* von seinen derzeitigen Konsequenzen zu unterscheiden (Dombois 1989). Insofern scheint es ratsam, besonders die Zeit vor der Entfaltung des Kokainhandels in den siebziger Jahren zu untersuchen.

Erstens ist offensichtlich, daß eine «illegale Tradition» bestand, die in manchen Regionen des Landes einen beachtlichen Erfahrungsschatz im Umgang mit Gewaltanwendung, Geheimnisbewahrung, Korruption usw. hervorgebracht hatte (Krauthausen / Sarmiento 1991: 140-149; Burin des Roziars 1995). Dieses Know-how kann einen wichtigen Wettbewerbsvorteil auf internationalen Märkten wie denen des Drogen-, Waffen- oder Menschenhandels darstellen, die sich durch eine Reihe von auf die Illegalität zurückzuführenden strukturellen Merkmalen auszeichnen: Unternehmen, Waren und Dienstleistungen sind stets zumindest latent von der Strafverfolgung bedroht, und es existiert weder ein internes Normensystem noch zugehörige Sanktionsapparate, welche die Binnenbeziehungen der illegalen Akteure regulieren könnten; Gewaltanwendung spielt daher eine große Rolle (vgl. Reuter 1983; Arlacchi 1989).

Selbst mit dem Verweis auf die illegale Tradition allerdings ist das Problem des «warum Kolumbien?» nur scheinbar gelöst, denn schließlich muß dann zweitens weitergefragt werden, wieso dieser Erfahrungsschatz gerade hier so ausgeprägt ist. Es scheint eine Reihe gesellschaftlicher Voraussetzungen zu geben, welche die Entfaltung dieser illegalen Phänomene begünstigte. Überspitzt hat das einmal ein kolumbianischer Polizeigeneral formuliert: «Jede Gesellschaft hat die Anzahl an Kriminellen, die sie verdient» (zitiert in Strong 1995: VIII). Diese gesellschaftlichen Voraussetzungen zu untersuchen, entspricht im übrigen auch jenen internationalen Forschungsansätzen, welche organisierte Kriminalität nicht als Fremdkörper in ansonsten «gesunden» Gesellschaften betrachten, sondern im Gegenteil annehmen, daß sie sich erst durch rege Austauschbeziehungen mit der Legalität konstituiert (Chambliss 1978, Block 1980; Ruggiero 1993).

2 Illegale Traditionen

Schon in den fünfziger Jahren operierten in Medellín diverse, sehr diskrete Drogenhändlerlinge, die unter anderem Kontakt zu Santos Trafficante Jr. unterhielten, einem US-Gangster, der sich auf Kuba niedergelassen hatte und dort Heroin aufkaufte. Die kolumbianischen Geschäftspartner scheinen Mitglieder der Ober-

schicht gewesen zu sein, und es ist bezeichnenderweise weder über ihr Vorgehen noch über ihre Gewinne viel bekannt (Arango / Child 1985: 114-122; Jimeno 1990: 26). Richtig in Gang jedoch kam der *narcotráfico* erst ein Jahrzehnt später mit dem Anschwellen des illegalen Drogenkonsums besonders in den USA. Es waren rustikale Pionierzeiten, die rückblickend fast niedlich erscheinen: Selten wurden mehr als 10 oder 20 Kilo sichergestellt (*El Tiempo*, 16. November 1972, 22. Februar 1973, 16. August 1975); Benjamín Herrera Zuleta zählte mit seinen auf 40 Kilo geschätzten monatlichen Sendungen schon zu den ganz Großen (*El Tiempo*, 22. April 1975).

Häufig waren an dem regen Kleinhandel Rucksacktouristen und Dritte-Weltbewegte Ausländer beteiligt: Man «flog mal so eben» nach Kolumbien, um Freunde, Kunden und sich selbst mit Stoff zu versorgen sowie das Land kennenzulernen (vgl. Wolff / Taylor 1989). Einige Drogenkurier-Routen führten aus dem fernen Chile, von wo häufig das Kokain herangeschafft wurde, über Kolumbien bis in die USA oder nach Kanada — nicht viel mehr als Trampelpfade dealender Rucksacktouristen also. Derartigen *gringos* wird in Kolumbien häufig, nicht zuletzt von den Drogenhändlern selbst, die Erbsünde des *narcotráfico* in die Schuhe geschoben (Anónimo 1989:13). Das aber ist absurd. Kolumbien war keine von den kulturellen Strömungen der sechziger Jahre abgeschottete Oase, sondern entwickelte sehr bald seine eigene Drogen-Gegenkultur. Mehr noch: Es war ganz sicher keine Gesellschaft, in der blonde Entwicklungshelfer die ausschlaggebenden Leute erst mit der Nase auf illegale Geldquellen stoßen mußten.

Schon während der *violencia*, des Bürgerkriegs zwischen liberalen und konservativen Parteigängern in den vierziger und fünfziger Jahren, wurde die parteipolitische Gewalt von lokalen Fraktionen zu ihren eigenen ökonomischen Gunsten instrumentalisiert. So ging in der Kaffeeanbauregion Quindío trotz des Mordens und der Verwüstung weder der Anbau noch die Vermarktung des Kaffees zurück (vgl. Ortiz 1986). Der kommerzielle Kreislauf wurde am Leben gehalten — und zwar vor allem von jenen kleinen Kaffeeaufkäufern und Gutsverwaltern, die auf dem Land gute Beziehungen zu den bewaffneten liberalen oder konservativen Banden und in den Ortschaften zu der zugehörigen politischen Elite unterhielten. Sie nutzten diese Beziehungen dazu, sich sowohl der Ernten als auch später der Güter vieler geflüchteter kleiner und mittlerer Kaffeebauern zu bemächtigen. Dank der zwar nicht von ihnen entfesselten, aber doch manipulierten *violencia* gelang einigen dieser *fondistas* und *agregados* eine Kapitalakkumulation, die ihnen über die Jahre hinweg den Aufstieg in die Regionalelite ermöglichte, in der zumindest ihre Nachkommen noch heute zu finden sind.

Im Westen grenzt der Quindío an das Zentrum und den Norden des *departamento* Valle an. Besonders entlang der erst ab der Jahrhundertwende besiedelten Hänge der

West- und Zentralkordillere, die das fruchtbare Cauca-Flußtal säumen, wüteten die *pájaros*, kleine Todesschwadronen der Konservativen, die aus fanatischen Parteigängern und ehemaligen Mitgliedern einer von der konservativen Regionalregierung gegründeten Lokalpolizei bestanden (vgl. Betancourt / García 1990). Sie rekrutierten sich aus den Unter- und Mittelschichten der Dörfer und Kleinstädte und agierten — oft gegen Bezahlung — auf dem Land und in der Stadt. Zuallererst waren die *pájaros* damit beschäftigt, Weisungen der Konservativen auszuführen und Liberale umzubringen — sie wirkten aber auch, natürlich immer im Sinn ihrer Auftraggeber, als Ordnungskräfte angesichts der grassierenden ländlichen Unsicherheit und als Gewaltapparate, um Land- und Eigentumskonflikte zu entscheiden.

In einer zweiten Phase scheinen einige *pájaros* dazu übergegangen sein, ihre Dienste auch unabhängig von der Parteizugehörigkeit den Meistbietenden zu verkaufen. Zu jener Zeit — ab Mitte der fünfziger Jahre — war es den Liberalen nach Jahren des Terrors gelungen, sich erneut zu gruppieren und zum Vergeltungsschlag auszuholen. Besonders im Norden des *departamento* Valle, wo ähnlich wie im Quindío der Kaffeeanbau vorherrschte, formierten sie ihre eigenen, ländlich verankerten Stoßtrupps, die sich meist aus jungen Männern rekrutierten, welche die konservative Gewalt hautnah erfahren hatten (vgl. Sánchez / Meertens 1983: 187). Mit der Festigung des *Frente Nacional* lösten sich diese *cuadrillas* (von denen es auch konservative gab) immer mehr von ihren parteipolitischen Bezügen, und übrig blieben Banditengruppen, die oft im Sinne von Kaffeeaufkäufern, Gutsbesitzern oder Viehhändlern agierten. Erst mit dem Rückgang der politischen und ökonomischen Interessenverflechtungen war die (brutale) Repression durch die Armee — bis zu einem gewissen Grad jedenfalls — erfolgreich.

Einiges nämlich spricht dafür, daß in dieser Region, wie auch in manchen Gegenden der angrenzenden *departamentos* Quindío und Risaralda, lokale Fraktionen nie gänzlich darauf verzichteten, private Gewalt in den Dienst ihrer ökonomischen Interessen zu stellen. Noch heute ist die Erinnerung an die *violencia* präsenter als anderswo, und es gibt noch immer Konflikte und Fehden, die auf den Bürgerkrieg zurückgehen. «Privatjustiz», um Eigentumsdelikte zu sanktionieren, ist vielerorts gang und gäbe, besonders während der durch erhöhte Unsicherheit gezeichneten Kaffeern- te. Die Ermordung von Delinquenten durch mysteriöse, manchmal polizeiliche «Selbstverteidigungsgruppen» ist örtlichen Notabeln wie Bürgermeistern, Vertretern des Kaffeeanbauer-Verbandes und sogar Pfarrern meist nur ein Achselzucken wert (Comisión de Superación de la Violencia 1992: 69).

Auffallend ist ebenfalls die weite Bandbreite der seit den sechziger und siebziger Jahren sowohl in den ländlichen als auch städtischen Gebieten praktizierten illegalen Geschäfte: Da sind Viehdiebe, Schmuggler und Entführer, Autoschieber-Netzwerke

und internationale Zuhälterringe am Werk. Nicht nur die Delikt-, sondern auch die Tötungsraten pro 100 000 Einwohner sind seit den sechziger Jahren erheblich höher als der nationale Durchschnitt — ohne daß dies durch die politische Gewalt zwischen den Streitkräften und der bewaffneten und unbewaffneten Linken erklärt werden könnte (vgl. Policía Nacional 1990: 319-320; Uprimmy 1992). Und schließlich: In den achtziger Jahren festigten sich besonders im Zentrum und Norden des *departamento* Valle äußerst einflußreiche und gewalttätige *narcotráfico*-Gruppen. Es gibt also eine Reihe von Indizien dafür, daß hier erstens seit der *violencia* geradezu «mafiose» Phänomene überdauert haben und daß zweitens diese Phänomene auch etwas mit dem *narcotráfico* zu tun haben. Es sind wohlgemerkt bloße Indizien — Darío Betancourt und Martha García behaupten somit eine Spur zu eilfertig, es gäbe im Norden des *departamento* Valle eine Kontinuität zwischen *violencia* und *narcotráfico*, ohne diese aber gänzlich zu beweisen (1990; 1994). Etwas aber scheint daran zu sein, und es würde sich lohnen, auch die Biographien der dortigen *narcotraficantes* einmal auf diese Kontinuität hin zu untersuchen.

Eine weitere Region, wo schon seit Jahrzehnten illegales Know-how akkumuliert wird, ist die *zona esmeraldífera*, das Smaragdabbaugebiet nordwestlich von Bogotá zwischen den *departamentos* Boyacá, Cundinamarca und Santander (vgl. Uribe 1992). In mehreren Gemeinden der Gegend begann die *violencia* schon Anfang der dreißiger Jahre, als die Liberalen nach ihrem nationalen Wahlerfolg gewalttätig gegen die Vorherrschaft der Konservativen zu Feld zogen, die sich bis auf die *Guerra de los mil días* der Jahrhundertwende zurückführen ließ (vgl. Guerrero 1991). In den vierziger Jahren dann schlugen die gedemütigten Konservativen wieder zurück. Da gleichzeitig in anderen Gemeinden die politischen Vorzeichen entgegengesetzt standen, durchzogen während der *violencia* eine Vielzahl sowohl liberaler als auch konservativer Stoßtrupps die Region. Die Vehemenz, mit der sie aufeinander stießen, ist nicht weiter verwunderlich: Neben diversen Landkonflikten ging es hier zumindest indirekt um die Kontrolle des überaus ertragreichen und hier schon seit Jahrhunderten mit rudimentären Mitteln praktizierten Smaragdabbaus.

Just in jenen Jahren war wieder frischer Wind in das Geschäft gekommen, denn die internationalen Handelswege begannen sich nach ihrem Zusammenbruch während des Zweiten Weltkriegs erneut zu entfalten (Guerrero 1993: 82). Seit 1946 betrieb die Zentralbank die Minen, modernisierte die Schürfmethode und versuchte, Abbau sowie nationale und internationale Vermarktung der Edelsteine zu monopolisieren — was vor Ort auf wenig Gegenliebe stieß. Gleichzeitig gab es weiterhin einen zwar tolerierten, aber stets illegalen Abbau, der 1960/61 durch die Entdeckung neuer Vorkommen in der alten Mine von Peñas Blancas wieder Auftrieb erhielt.

Der Abbau und häufig auch die Vermarktung der Smaragde wurde von den Seilschaften der *patronos* kontrolliert. Diesen zumeist aus bescheidenen Verhältnissen stammenden Bossen gingen (und gehen noch heute) die *planteros* zur Hand, eine Art Vorarbeiter, die jeweils Dutzende von *guaqueros* — Smaragdschürfern — an sich banden, indem sie ihnen im voraus Werkzeug und manchmal auch Kost und Logis zur Verfügung stellten und dafür erwarteten, daß die *guaqueros* ihnen und nicht anderen *planteros* zu günstigen Preisen die gefundenen Smaragde überließe (Buendía 1988: 42). Die Gelegenheiten zu Raub und Betrug waren und sind in der *zona esmeraldifera* beträchtlich und attraktiv — es geht um die Vermarktung einer Ware, die, obwohl sie auf einer Handfläche Platz haben kann, Millionen wert ist. Zwischen *guaqueros* und *planteros* sowie zwischen den verschiedenen Seilschaften der *patronos* gibt es eine Unmenge von Konflikten (vgl. Uribe 1992; Claver 1993). Wer hier die Fähigkeit hat, zumindest zeitweise «seine» Ordnung durchzusetzen, sitzt am längeren Hebel. Dafür nahmen die Bosse *pistoleros* unter Kontrakt, deren berühmtester Vertreter der den Konservativen zugehörige Bandit Efraín González war.

Die Seilschaften der *patronos* sind wahre «Privatmächte, die durch den Reichtum des Smaragdabbaus entstehen und sich mit einem militärischen Zwangsapparat festigen» (Uribe 1992: 99). Sie verfügen über eine beträchtliche Territorialkontrolle, und ein Großteil der in ihrem Einflußgebiet lebenden Menschen wird über Klientel- und Patronagebeziehungen vereinnahmt. Die *patronos* agieren als Friedensrichter, beschaffen Arbeitsplätze und investieren in die soziale Infrastruktur, wenn sie Straßen, Schulen oder Rathäuser errichten (Guerrero 1993: 84). Vom Ende der sechziger bis in die achtziger Jahre zog sich der Staat zurück: Die Zentralbank verzichtete auf ihr Monopol und vergab die Schürfrechte an Betreibergesellschaften, die von den *patronos* gegründet wurden. Gleichzeitig waren und sind die *patronos* mit zumeist konservativen Regionalpolitikern alliiert. Die Politiker übernehmen die Interessenvertretung der *esmeralderos* auf nationaler Ebene, zehren von ihrem Wählerpotential und sehen sich mitunter auch in ihre gewalttätigen Konflikte verwickelt.

Als der *narcotráfico* in Gang kam, sattelten viele *esmeralderos* kurzerhand auf das neue Geschäft um. Bereits 1972 wurden östlich von Bogotá Kokapflanzungen, Kokainpäckchen sowie ein Labor entdeckt: Wie sich herausstellte, hieß der Eigentümer des Hauses Isauro Murcia und gehörte zu einem mächtigen *patrono*-Clan (*El Tiempo*, 25. Mai 1972, 12. August 1972). Außerdem begannen Ende der siebziger Jahre in der *zona esmeraldifera* Koka-Sträucher zu sprießen — da waren einige Bosse auf die Idee gekommen, ihre Territorialkontrolle auch für eine andere illegale Produktion zu nutzen (Buendía 1988: 44). Mitunter wurde die gesamte Machtstruktur

gewissermaßen ausgelagert. In anderen, entlegeneren Gegenden im Osten Kolumbiens wurde ein ähnliches Produktionssystem errichtet wie in der *zona esmeraldífera* — bloß daß jetzt nicht mehr die *guaqueros* das letzte Glied der klientelistischen Kette bildeten, sondern die Kokabauern (Molano 1987: 64-66). Auch der heutzutage mächtigste *patrono*, ein Überlebender der brutalen Auseinandersetzungen der achtziger Jahre, dürfte diesen Weg gegangen sein, ohne allerdings seine Interessen im Smaragdabbau-Gebiet zu vernachlässigen. Die Beteuerungen von ihm und seinen Kollegen, sie seien nur «ehrliche» Smaragdhändler und hätten mit dem *narcotráfico* nichts zu tun, sind mit Vorsicht zu genießen.

Anfang der siebziger Jahre lernte auch Gonzalo Rodríguez Gacha, ein gerade mal 23jähriger junger Mann, in der *zona esmeraldífera* das Einmaleins der illegalen Gewalt und Geschäfte (Cortés 1993: 33-41; Claver 1993: 93). Er war in einer Gegend nicht weit von den Smaragdminen aufgewachsen, die während der *violencia* wegen der Aggressivität ihrer Liberalen berüchtigt war (Uribe 1992: 82). Als *pistolero* wurde der arbeitslose Rodríguez Gacha vom aufsteigenden *patrono* Gilberto Molina rekrutiert. Der ebenso aufgeweckte wie durchsetzungsfähige Rodríguez Gacha lernte schnell und setzte seine Kenntnisse schon kurz danach im Drogenhandel ein. Sehr bald schuf er im Osten des Landes Aufkaufnetze für die Kokapaste und richtete erste Laboratorien ein (Cortés 1993: 54-59). Er sollte einer der ganz Großen des *narcotráfico* werden.

Der junge Rodríguez Gacha schaute sich auch in der Guajira um, einer Halbinsel an der karibischen Küste, die an Venezuela angrenzt. Das «Sizilien Kolumbiens» wird diese Gegend manchmal genannt, aber das ist ungenau. Ihren Ruf verdankt die Guajira vor allem den *wayúu*, die zumindest seit der spanischen Eroberung und bis vor einigen Jahrzehnten als Hirten durch die Wüsten- und Steppenlandschaft der Guajira zogen. Über Jahrhunderte hinweg haben die *wayúu* ihre Sprache, ihr Familien- und Clansystem sowie ihre Rechtstradition bewahrt. Möglich war das, weil sie über die Wüste als Rückzugsgebiet verfügten und weil sie geschickt den Zusammenprall mit anderen Kulturen durch Assimilation abfederten. So ließen sich die *wayúu* immer wieder auf die Austauschformen ein, die an sie herangetragen wurden: den Schmuggel über Land und See, die Regionalmärkte in Riohacha oder Maicao oder die Nachfrage nach Arbeitskräften in den Salinen Manaures oder der Erdölindustrie des venezolanischen Maracaibo.

Die *wayúu* wehrten sich nicht gegen den *mestizaje*-Prozeß, die Vermischung mit anderen Gruppen, sondern überließen ihre Frauen auch den Weißen und Mestizen — sofern ein angemessenes Brautgeld entrichtet wurde und das Paar sich auf dem Territorium der Frau niederließ. Obwohl ihr Lebensraum immer weiter eingeschränkt wurde, haben sie zumindest bis vor der Eröffnung der gigantischen Kohlegrube und

des Hafens von El Cerrejón ihre ethnische Identität nicht verloren: Ebenso wie sie fremde Elemente in ihre eigene Sozialstruktur aufnahmen, prägten die *wayúu* die umliegende Gesellschaft. Eine gemischtrassige Regionalkultur, die der *guajiros*, ist noch heute im Entstehen begriffen (vgl. Pineda 1990). Von ihren Familiennamen her zu schließen, waren es häufig die Nachkommen von Frauen der *wayúu* und kolumbianischen Männern, welche — wie viele andere Küstenbewohner — in ein Geschäft einstiegen, das ab Anfang der siebziger Jahre förmlich explodierte: den Marihuana-Anbau und -Handel. Was die *wayúu* und *guajiros* in diesen Markt einbrachten, war neben ihrem Schmuggel-Know-how vor allem das Wissen über die geographischen Verhältnisse und die weitgehende Kontrolle der Guajira.

Der Marihuana-Anbau und -Handel war der erste große Auftritt Kolumbiens auf der Bühne der weltweiten Drogenmärkte. Bis dahin wurde der US-Konsum aus anderen, vornehmlich mexikanischen und jamaikanischen Quellen gespeist. Ab 1970 aber leitete die US-Regierung unter Richard Nixon die ersten großen Anti-Drogen-Feldzüge ein: Unter massivem diplomatischen Druck wurde Mexiko dazu gebracht, mit dem hochgiftigen *Paraquat* einen Großteil seiner Marihuana-Plantagen zu vernichten (Lupsha 1990: 248-249; Del Olmo 1992: 99). Es waren Schläge in den Wind, die ersten von vielen der US-amerikanischen Drogenpolitik. Binnen kürzester Zeit besetzte Kolumbien die Marktlücke, die durch die *crackdowns* in Mexiko und auch in Jamaika entstanden war. Einen bescheidenen Anbau und Handel für den nationalen Konsum hatte es schon seit Jahrzehnten gegeben. Nun aber wimmelte es nur so von nordamerikanischen Piloten, Dealern und Agraringenieuren, die vor Ort das Geschäft mit dem Hanf anpriesen, Kapitalvorschüsse gewährten und Saatgut unter die Leute brachten. 1974 kam es zu den ersten großen Marihuana-Sendungen, die *bonanza marimbera* war im Gange.

Das Geschäft mit der *Santa Marta Gold* und der *Punto Rojo* — den beiden bekanntesten kolumbianischen Marihuana-Sorten — zog nicht nur die Guajira, sondern die gesamte kolumbianische Küstenregion in ihren Bann. In der Sierra Nevada de Santa Marta, dem höchsten Küstengebirge der Welt, rückten Siedler, die auf eigene Faust Marihuana anbauten, immer weiter in das Territorium der Kogui, Arhuaco und Arzario vor (vgl. Ruiz 1980). Gewiefte Drogen-Unternehmer rekrutierten Trupps von Landarbeitern, die in nur schwer erreichbaren Gebirgsausläufern riesige und gut getarnte Plantagen anlegten. Auch angesehene Grundbesitzer stellten ihre landwirtschaftliche Produktion auf Marihuana um (Findecaribe 1992: 51). Das geerntete und zu Ballen gepreßte Marihuana wurde dann mit Mauleselkarawanen über verschlungene Pfade bis an die Küste hinunter gebracht, wo es von Zwischenhändlern aufgekauft wurde. Diese oder weitere Zwischenhändler waren es dann, welche den Export vorbereiteten. Alle anderen Marktsegmente — der Transport in die USA

sowie der Groß- und Kleinhandelsvertrieb — befanden sich meist in den Händen US-amerikanischer Piloten, Schmuggler und Drogenhändler (vgl. Cervantes 1980; Mills 1986).

Manchmal wurden die Marihuana-Ballen in den unzähligen Buchten zwischen Santa Marta und Riohacha in kleine Boote verladen, welche die Ladung dann bis zu den «Mutterschiffen» brachten, die vor der Küste warteten — eine klassische Schmugglermethode, bei der jahrzehntelange Erfahrung zum Zuge kam. Boote und Schiffe aller Art standen hoch im Kurs: Reihenweise wurden Fischkutter entführt und kurzerhand in Marihuana-Frachter umgewandelt. Ein anderer Teil der Ernte verließ Kolumbien auf dem Luftweg. In der Wüste der Guajira wurden Dutzende illegaler Landepisten gebaut, die dann von den US-Piloten angefliegen wurden. Das Bodenpersonal, das die Flugzeuge in Windeseile belud und die Gegend abriegelte, bestand häufig aus *wayúu*, die hier ihre Territorialhoheit ausübten.

Größere Transporte per Luft und See wurden generalstabsmäßig geplant und erforderten eine erhebliche Infrastruktur: Die Übergabe an die Hochseeschiffe und Flugzeuge mußte fortwährend über Funk koordiniert werden, Tonnen von Marihuana waren heranzuschaffen, Träger und Fahrer zu überwachen und die Ermittlungsbehörden zu neutralisieren (Cervantes 1980: 35-50). Es war diese Exportkapazität, mit der die meisten größeren *marimberos* reich wurden — unter ihnen auch mehrere *guajiro*- und *wayúu*-Clans (vgl. Restrepo, Laura 1993; Burin des Roziers 1995). Frischgebackene Millionäre, die mit den Dollars nur so um sich warfen, Kleinbauern und Bankiers, Laufburschen und Polizisten, die mitverdienten; Räuber- und Erpresserbanden, die häufig aus dem Landesinneren herbeieilten; ständige gewalttätige Auseinandersetzungen und eine überwältigende Korruption: In der *bonanza marimbera* war alles vorhanden, was einen Drogenboom ausmacht.

Ende der siebziger Jahre jedoch hörte der Boom fast so unvermittelt wieder auf, wie er begonnen hatte: Der Druck der USA bewirkte, daß die kolumbianische Regierung mit einem massiven militärischen Aufgebot und dem Einsatz des Pflanzengiftes *glifosfato* einen Großteil der Marihuanaplantagen vernichtete. Der weltweiten Drogenproduktion indes tat das natürlich keinen Abbruch: Bezeichnenderweise verlagerte sich die Marihuanaproduktion in die USA selbst, wo die Konsumenten mit verbesserten Sorten wie der *sinsemilla* verwöhnt wurden und das Marihuana zu einem der wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte avancierte. Von einem massiven Pflanzengifteinsatz in den USA (oder den Niederlanden) ist nichts bekannt.

Seien es die kriminellen Gruppen im Norden des *departamentos* Valle, die *esmeralderos* in Zentralkolumbien oder einige *guajiros*: Schon vor den achtziger Jahren gab es also Gruppen, die in ihrem eigenen ökonomischen Interesse Territorialherrschaft und Gewalt ausübten — und teilweise diese Macht dann auch auf den

illegalen Märkten zur Geltung brachten. Schon der Marihuana-Boom allerdings zeigt, daß es nicht unbedingt sie waren, die sich der illegalen «Märkte» bemächtigten: Oft stellten die *guajiros* den kolumbianischen Verkäufern und US-amerikanischen Aufkäufern lediglich das Territorium, den Marktplatz, zur Verfügung. Einige von ihnen stiegen auch in den Zwischenhandel ein, aber dort trafen sie auf weitere, nach außen hin nicht immer illegale Gruppen, die aus anderen Regionen und Schichten stammten. Vor allem aber: Als der Boom sich seinem Ende zuneigte, waren die meisten Netzwerke des sehr viel größeren und ertragreicheren Kokainhandels schon anderswo gestrickt worden. Einige *marimberos* sattelten auf das neue Geschäft um, ausschlaggebend aber waren sie nicht. Im Landesinneren und besonders in den *departamentos* Valle und Antioquia operierten bereits eine Vielzahl von Gruppen, die sich die Kokainbase aus Peru und Bolivien beschafften, sie in einheimischen Labors zu Kokain verarbeiteten und dann in die USA verschickten.

Diejenigen, die sich da anschickten, einen der «wenigen multinationalen Wirtschaftszweige, die mit Erfolg von Entwicklungsländern aus betrieben werden» (Dombois 1989: 56) unter ihre Kontrolle zu bringen, waren häufig jung und von städtischen Lebensräumen geprägt. Die wichtigsten Hochburgen der *narcotraficantes*, Medellín und Cali, wurden erst ab den vierziger und fünfziger Jahren zu den heutigen Millionenstädten. Wie Gonzalo Rodríguez Gacha waren die kommenden Kokainbarone, wenn überhaupt, «bloß» in zweiter Generation von der *violencia* geprägt. Die Kontinuität zwischen den bisher beschriebenen Phänomenen und dem *narcotráfico* sollte also auch nicht überbewertet werden.

Manche der Pioniere des Kokainhandels griffen auf Erfahrungen als Schmuggler zurück. Seit den fernen Zeiten des Vizekönigreichs Nueva Granada, als das spanische Handelsmonopol, beispielsweise beim Export von Edelmetallen und dem Import von Sklaven, systematisch unterlaufen wurde, hat Schmuggel in Kolumbien Tradition und genießt auch eine erhebliche gesellschaftliche Akzeptanz. In geographisch günstig gelegenen Regionen — und die Guajira ist dafür nur ein Beispiel — werden schon seit Generationen alle möglichen Waren über die Grenzen verschoben. Auch die während der Jahrhundertwende einsetzende Industrialisierung des *departamento* Antioquia, das kolumbianische Modernisierungsparadigma schlechthin, dürfte zumindest teilweise durch ins Land geschmuggelte Rohstoffe und Maschinen erleichtert worden sein. Bis heute floriert auch ein reger Kaffeeschmuggel, mit dem das Exportmonopol der *Federación de Cafeteros* umgangen wird.

Ebenso vielsagend über den Umgang mit steuerfreien Ein- und Ausfuhren ist die offizielle Tolerierung städtischer Schmuggelmärkte. In den San Andresitos, benannt nach der Freihandelszone der karibischen Insel San Andrés, von wo auch ein Großteil der Waren stammt, wird in jeder größeren Stadt Kolumbiens eine breite Palette

unverzollter ausländischer Waren feilgeboten, die von elektronischem *High-Tech* über Bekleidung bis hin zu Schminkutensilien und Zigaretten reicht. Diese seit ihrer Gründung in den fünfziger Jahren zu properen Einkaufszentren gewachsenen Märkte ermöglichten es jahrelang, jene Waren zu erstehen, deren Import zum Schutz der einheimischen Industrie mit hohen Einfuhrsteuern belegt war — die offizielle Toleranz der San Andresitos schuf dergestalt ein kolumbianisch-undogmatisches Ventil für die Härten des Protektionismus (vgl. Kalmanovitz 1991: 122; Thoumi 1994: 179). Derartige bereits bestehende Schmuggelnetzwerke begannen nun auch für den Kokainhandel eingesetzt zu werden. Verónica Rivera, eine der ersten von der Presse erkorenen *reinas de la coca*, «Kokainköniginnen», besaß ebenso wie Germán Jiménez Panesso, ein weiterer Drogenpionier, Stände auf dem San Andresito in Bogotá (*El Tiempo*, 28. Januar 1976). Im Valle wurden für den Drogenhandel die über den Pazifikhafen Buenaventura führenden Schmuggelrouten instand gesetzt, in Antioquia diejenigen über den Golf von Urabá (Betancourt / García 1994: 245; Arango / Child 1984: 127-129; Cañón 1994: 51).

Eine ebenso wichtige Schule für einige Pioniere des *narcotráfico* stellte die großstädtische Kriminalität dar. Rückblickend nimmt sich das damalige Milieu der Zuhälter, Einbrecher, Autodiebe und Bankräuber relativ bescheiden aus: In Medellín beispielsweise waren die bekanntesten Unterweltler des *Barrio Antioquia* geschickte Einbrecher, die der Polizei immer wieder entwischten und sich mit der Aura großstädtischer Robin Hoods umgaben. Wer eine Pistole besaß, gehörte in den sechziger Jahren schon zu den ganz Großen, denn die meisten waren nur mit Messern und Macheten bewaffnet (vgl. Arias / Medina / Bonilla 1994: 84). Ganz so harmlos dürfte die Kriminalität allerdings auch damals nicht gewesen sein: Gegen Ende der sechziger Jahre kam es zu einer Reihe von Entführungen, und Anfang der siebziger entbrannte in Medellín ein blutiger Konflikt um den Vertrieb geschmuggelter Marlboro-Zigaretten (Salazar / Jaramillo 1992: 119; Castro 1994: 109). Als sich dann die Gewinnchancen des Drogenhandels abzeichneten, stiegen einige herausragende Unterweltler sehr schnell auf den neuen Erwerbszweig um — unter ihnen auch der junge Pablo Escobar und sein Cousin Gustavo Gaviria (vgl. Cañón 1994: 53-71; Arango 1988: 99-101). Indes wurden auch in Cali kriminelle Erfahrungen gesammelt: Die späteren Bosse des dortigen Kartells Gilberto Rodríguez Orejuela und José Santacruz Londoño waren bereits 1969 als Mitglieder einer Gruppe, die zwei Schweizer Staatsbürger entführt hatte, festgenommen worden (Castillo 1987: 42).

Die ehemaligen Schmuggler, *esmeralderos*, Kriminelle oder sonstige Lebenskünstler lernten das Handwerk des Kokainhandels von der Pike auf: Einige fuhren nach Ekuador, Peru und Bolivien, um dort ein Paar Kilo Kokapaste zu erwerben, andere überwachten die Verarbeitung in rudimentären Labors oder reisten mit ein bißchen

Kokain im doppelten Boden ihres Koffers in die USA, und manche machten die gesamte Handelskette einmal durch (vgl. García 1991: 47-50). Der Markt stand allen offen, die über ein Minimum an Kontakten und genügend Abenteuerlust verfügten, um mit illegaler Ware internationale Grenzen zu überqueren. Mit diesen Grenzüberschreitungen, die durch das verhältnismäßig kleine Volumen des Kokains erleichtert wurden, gingen die *narcotraficantes* einen entscheidenden Schritt weiter als die *marimberos*: Wenn die US-Amerikaner sogar bereit waren, nach Kolumbien zu kommen, um das Zeug zu kaufen, warum es ihnen nicht gleich selber liefern? Es war ein unternehmerischer Gedankengang, der es auf die höchste Gewinnspanne überhaupt abgesehen hatte: den Unterschied zwischen dem Preis in Kolumbien und jenem in den USA. Selbst nach dem Preisverfall gegen Mitte der achtziger Jahre konnte ein Kilo Kokain, das in Kolumbien für an die 2 000 US-Dollar zu haben war, auf dem Großhandelsmarkt in den USA zwischen 25 000 und 30 000 Dollar einbringen (Sarmiento 1990: 74).²

3 Gesellschaftliche Voraussetzungen

Es ist interessant, daß ganz ähnliche Komponenten «illegaler Tradition» viele tausend Kilometer entfernt in einem der größten Industriestaaten der Welt zu finden sind: Italien. Die *pájaros*, *esmeralderos* oder *marimberos* ebenso wie die *narcotraficantes* selbst ähneln in vieler Hinsicht der italienischen Mafia. Die Vermutung liegt nahe, daß auch zwischen den Gesellschaften Süditaliens und Kolumbiens Parallelen zu finden sind (Krauthausen 1996; vgl. Deas / Gaitán 1995). Die folgenden Gedankengänge zu den makrosoziologischen Voraussetzungen organisierter Kriminalität entspringen diesem Vergleich.

Die in der illegalen Tradition angelegten Gesetzesbrüche und vor allem die häufige Gewaltanwendung sind nicht überall möglich. Wo der Staat oder eine andere zentrale Machtinstanz das «Monopol physischen Zwanges» und der «verbindlichen und immerwährenden Regelsetzung» beanspruchen und auch durchzusetzen vermögen (vgl. Weber 1985: 29, Mann 1990: 71), haben kriminelle Organisationen nur wenig Spielraum. Das ist ein recht prosaischer, aber dennoch zentraler Fakt: Wo ein Gewaltmonopol besteht, gibt es keine Wegelagerer oder Banditen. Staatliches Gewaltmonopol und Rechtssetzung erfordern eine gefestigte Territorialkontrolle, wie sie in Deutschland und (wenigen) anderen Gesellschaften zu erfahren ist: Wenn schon eine banale Streiterei in einer öffentlichen Einrichtung dazu führt, daß innerhalb

² Die Ziffern selbst sind mit Vorsicht zu genießen; andere Autoren geben von unterschiedlichen Preisangaben aus (vgl. Nadelmann 1986: 39; Kalmanovitz 1991: 115; Reina 1992: 58; Thoumi 1994: 183-208). Auf jeden Fall aber finden sich in diesem Marktsegment die höchsten Gewinnspannen.

kürzester Zeit Dutzendschaften Polizisten anrücken, oder wenn flüchtende und geiselnemende Bankräuber zwei Tage lang durch halb Deutschland verfolgt werden, ohne daß Polizei (und Presse) sie aus den Augen verlieren. Innerhalb eines rechtsstaatlichen Rahmens ist hier die Gewaltanwendung und -drohung letztlich dem Staat und seinen «Ordnungskräften» vorbehalten. Wie die geschilderten Fälle zeigen, war und ist dies in vielen Regionen Kolumbiens anders: Der Staat kann weder die private Gewaltanbindung unterbinden noch seine Gesetze effektiv durchsetzen. *Pájaros*, *esmeralderos* oder *marimberos* — ihnen allen gemeinsam ist die rechtswidrige und häufig gewalttätige Durchsetzung ihrer ökonomischen Interessen.

Wie es in den «klassischen» Nationalstaaten zu «klassischen» Gewaltmonopolen kam, hat Norbert Elias beschrieben. In jahrhundertelangen Ausscheidungskämpfen monopolisierten immer größere Herrschaftseinheiten die Gewaltanwendung, von den Fürstentümern über die Königsreiche bis hin zu den Nationalstaaten. «Erst mit der Herausbildung dieses beständigen Monopols der Zentralgewalt und dieser spezialisierten Herrschaftsapparatur», schreibt Elias, «nehmen die Herrschaftseinheiten den Charakter von 'Staaten' an» (1992: 143). In Kolumbien sind derartige «Ausscheidungskämpfe» nie entschieden worden, und wie die vielen lokalen, regionalen und nationalen Bürgerkriege des 19. Jahrhunderts belegen, blieb die politische Macht immer zersplittert (vgl. Gonzalez 1989). Sie war nicht nur zwischen den Liberalen und den Konservativen, die sich im Zuge der Auseinandersetzungen als Parteien festigten, aufgeteilt, sondern auch zwischen einer Vielzahl lokaler und regionaler Fraktionen, die sich unter dem Deckmantel der parteipolitischen Auseinandersetzung die Posten der staatlichen Bürokratie, den Landbesitz, die Verfügung über die Arbeitskraft oder den Zugang zu den Märkten streitig machten (vgl. Tirado 1976; Bushnell 1992; Deas / Gaitán 1995).

Freilich steht die Monopolisierung der Gewaltanwendung in einer engen Wechselbeziehung zu der sozialen und wirtschaftlichen Integration des Herrschaftsgebietes. Erst wo diese Integration durch Handelsbeziehungen und Verkehrsnetze, Migration und Ideenaustausch ein kritisches Maß erreicht, sind die logistischen Möglichkeiten für die Errichtung eines stabilen Gewaltmonopols gegeben, erst dann kann der Staatsapparat mit seinen Steuerungskapazitäten dieses Monopol und seine «Regelsetzung» auch festigen. Kaum integriert waren Kolumbien und weite Teile Südamerikas, wo das Besiedlungsmodell der spanischen Kolonialverwaltung auf weitgehend isolierten Städten basierte, die mitsamt ihrer Verwaltungsbeamten allein der fernen Krone gegenüber verantwortlich waren (vgl. Romero 1976). Auch nach dem Zusammenbruch des Vizekönigreichs Nueva Granada in die heutigen Staaten Kolumbien, Venezuela und Ekuador im Jahre 1831 entwickelten sich besonders in Kolumbien weitgehend unabhängige Regionalräume. Hier nun ist ein geographischer

Faktor, der nicht unterschätzt werden darf, zu beachten: In der feuchten Äquatorialzone mit ihren schweren Lebensbedingungen gelegen, von drei hohen Andenausläufern gekreuzt, mit Regenwäldern, Wüsten und Savannen gespickt und sehr dünn besiedelt, war die innere Erschließung Kolumbiens äußerst schwierig und auch unter sozialen Gesichtspunkten konfliktiv.³

Daß der Staat sein Gewaltmonopol in einem Gebiet nicht durchgesetzt hat, kann bedeuten, daß ein Machtvakuum besteht. In solchen Machtvakuen können Individuen oder Gruppen ihre wirtschaftlichen oder sozialen Interessen ungehindert mit Gewalt durchsetzen. Dies tun sie anscheinend besonders dann, wenn erstens andere Mechanismen sozialer Kontrolle — wie das verinnerlichte Rechtsbewußtsein oder das Gemeinschaftsgefühl — entweder geschwächt oder kaum vorhanden sind und wenn zweitens das Vorhandensein beträchtlicher ökonomischer Ressourcen die Attraktivität der Gewaltanwendung steigert. Der hieraus resultierende Hobbessche «Kampf aller gegen alle» aber ist, wenn überhaupt, nur von kurzer Dauer: Häufig wird die Lage dadurch stabilisiert, daß die Gruppen, die am erfolgreichsten Gewalt anwenden, ihre «Ordnung» festlegen und sich mit der Gewährleistung eines Mindestmaßes an Vorhersehbarkeit und Sicherheit vor ihren Mitmenschen zu legitimieren suchen.

In Kolumbien läßt sich noch heute beobachten, wie solche Machtvakuen ausgefüllt werden: Im Guainía beispielsweise an der Grenze zu Venezuela und Brasilien, wo ein Goldrausch inmitten des Urwalds Abenteurer aus dem ganzen Land anlockte und wo nach einer ersten, von allen Beteiligten als bedrohlich empfundenen Phase des «Alles-ist-erlaubt» eine versprengte Guerilla-Gruppe damit begann, auf ihre Art und Weise für Ordnung zu sorgen (Molano 1990). *Y llegó la ley*, und es kam das Gesetz, pflegen die Leute in solchen Fällen zu sagen. Wenngleich zumeist ohne politische Präentionen und dafür mit eindeutigen ökonomischen Interessen behaftet, stellte auch die hier skizzierte Herrschaft der *patronos* inmitten der Unsicherheit des Smaragdgebiets Ordnung her. Ähnlich wie bei der historischen sizilianischen Mafia läßt sich durchaus von einer parastaatlichen Macht sprechen (vgl. Hess 1994).

Das Präfix *para* ist wichtig, um einen zentralen Unterschied zwischen diesen «mafiosen» Mächten und dem modernen Rechtstaat zu unterstreichen: Die Herrschaft von *pájaros*, *esmeralderos* oder *marimberos* ist noch nicht einmal anspruchsweise egalitär; hier regiert sehr unmittelbar das Recht des Stärkeren. Zu beachten ist auch, daß dieser «parastaatliche» Charakter sich vom «unternehmerischen» der Schmuggler und Drogenhändler unterscheidet, die weniger an territorialer Macht interessiert sind als an einem erfolgreichen Vorgehen auf dem Markt (Krauthausen 1994). Dies wiederum erklärt, wieso die Kontinuität zwischen der illegalen Tradition und dem

³ Vgl. hierzu den Aufsatz von Günter Mertins über Raumstruktur und Bevölkerung in Kolumbien (in diesem Band).

narcotráfico nicht so groß ist, wie manchmal vermutet. Daß es Gegenden gibt, wo das staatliche Gewalt- und Rechtsmonopol keine Geltung hat oder parastaatliche Gruppen ihre weitgehend willkürliche Ordnung bestimmen, ist freilich auch für die nicht primär an der Machtausübung interessierten *narcotraficantes* von Bedeutung: Hier können sichere Laboratorien, Landepisten und Zwischenlager für die Drogenproduktion errichtet werden (vgl. Thoumi 1994: 181).

Tatsächliche Machtvakuen wie während des Goldrausches im Guainía sind jedoch nur bedeutsame Ausnahmen, denn schließlich existiert heutzutage der Staat mit seinen Ordnungs-, Steuerungs- und Umverteilungsfunktionen ganz besonders in den Städten, aber auch in den meisten ländlichen Regionen. Spätestens hier stellt sich die Frage, wer dieser Staat überhaupt ist, welche Gruppen und Interessen ihn also kontrollieren.

Wenn das Vorhandensein eines Gewaltmonopols das wichtigste Kriterium zur Definition des Staates darstellt, sind Staaten ohne Gewaltmonopol theoretisch ein Paradoxon. In der Praxis können solche «prekären» Staaten nur durch stetes Paktieren bestehen. Die vielen bewaffneten Auseinandersetzungen seit der Unabhängigkeit wurden selten auf dem Schlachtfeld und häufig am Verhandlungstisch beigelegt: Kolumbiens Geschichte ist nicht nur eine Geschichte von endemischer Gewalt, sondern auch eine von fortwährenden Verhandlungen (Sánchez 1990: 11). Um die Macht auf dem ganzen Territorium zur Geltung zu bringen, mußte der schwache Zentralstaat — soweit er überhaupt bestand (vgl. Bushnell 1993) — stets weitgehende politische und wirtschaftliche Konzessionen machen. Da sie nicht zu unterwerfen waren, mußten die peripheren Regionaleliten in den Staat integriert und ihnen ein Stück dieses außerordentlichen Machtinstrumentes konzidiert werden. Allianzen und Verhandlungen zwischen dem oder den Zentren sowie der Peripherie wurden so zu einem Leitmotiv der kolumbianischen Staatsbildung und -festigung. Wohlweislich waren es immer elitäre Pakte, die oft unverhohlen dazu dienten, den Ausschluß von Markt und Macht eines Großteils der Bevölkerung zu festigen. Die Legitimität eines solchen Staates hält sich in Grenzen.

Der Staat in vielen Gegenden Kolumbiens, das waren und sind noch heute sehr unmittelbar die regionalen Eliten und ihre Kontrolle über die lokalen ökonomischen Ressourcen, über die örtliche Bürokratie und Verwaltung sowie über die Kanäle zum zentralstaatlichen Machtzentrum. Das Politische hat sich hier noch kaum vom Sozialen ausdifferenziert (vgl. Pécaut 1987; Molano 1988). Der Staat, das können Viehzüchter oder Geschäftsleute sein, deren wichtigstes Ziel es ist, ihre eigene gesellschaftliche Vormachtstellung auszubauen und denen dafür fast alle Mittel recht sind. Die Gewaltanwendung eingeschlossen: Als örtliche Repräsentanten des Staates können sie die Ordnungskräfte für ihre eigenen Interessen vereinnahmen, indem sie

beispielsweise die Polizei losschicken, um landbesetzende Bauern von ihren *haciendas* zu vertreiben. Sie können sich aber auch illegaler Gewaltanwendung oder Einflußnahme bedienen, so wie die konservativen Eliten im *departamento* Valle von den *pájaros* profitierten oder in Zentralkolumbien Regionalpolitiker auf die Stimmpakete der *esmeralderos* vertrauen. Erst diese Verstrickung zwischen den «Kriminellen» und den örtlichen Eliten erklärt die Langlebigkeit der illegalen Tradition.

Wie aber kann ein solcher Staat Legitimität unter der Bevölkerung gewinnen? Patronage- und Klientelbeziehungen scheinen eine wichtige Rolle zu spielen. Als ein Grundmuster sozialen Austauschs findet sich dieser Beziehungstypus praktisch überall auf der Welt, und nicht nur in der Politik. Der Schutzherr oder Patron setzt sich für jene Günstlinge und Klienten ein, die ihm gegenüber loyal sind: Er ist mächtiger oder reicher als seine Untergebenen; er hat die Möglichkeit, etwas für sie zu tun; und er kann dafür erwarten, daß sie zu ihm halten. Patronage- und Klientelbeziehungen kennzeichnen sich mithin durch Machtgefälle und sozioökonomische Ungleichheiten, durch persönliche Verbundenheit und durch einen gegenseitigen Gefälligkeitsaustausch. Mit anderen Worten: durch Asymmetrie, Partikularismus und Reziprozität (vgl. Lemarchand 1981: 15). Da die Menschen zumeist keine andere Alternative haben, als sich an den Schutzherrn zu wenden, ist es gleichzeitig ein Abhängigkeitsverhältnis. Besonders ausgeprägt sind Patronagebeziehungen in Gebieten, die vom Großgrundbesitz gezeichnet sind: Die Leibeigenen, landlosen Bauern oder Landarbeiter sind in ihrem Lebensunterhalt vom Großgrundbesitzer abhängig, müssen sich seinem Willen beugen und werden dafür eher schlecht denn recht betreut oder beschützt.

Sobald den «Untertanen» Alternativen geboten werden — beispielsweise ein direkter Zugang zur Ressource Land — kann die Bedeutung der Patronagebeziehungen schwinden. Das kann, muß aber nicht geschehen. Wenn die politische Modernisierung schneller voranschreitet als die soziale — beispielsweise ein allgemeines Wahlrecht eingeführt wird, ohne daß die Menschen etwa durch Klassenbildungsprozesse politisch Stellung beziehen — mutieren die Patronage- und Klientelbeziehungen zu Legitimationsinstrumenten in politischen Systemen, die formal durchaus demokratische Kriterien erfüllen (Lemarchand 1981: 19). In solchen Demokratien wird nicht eine Partei gewählt, die kollektive, auch ideologische Anliegen vertritt, sondern ein Politiker, der konkrete und meist individuelle Vorteile ermöglicht. Italien und besonders Süditalien sowie Kolumbien gehören zu jenen Gesellschaften, in denen eine derartige Fortentwicklung der Patronage- und Klientelbeziehungen stattfand, wodurch diese Netzwerke zu einem zentralen Element des institutionellen Gefüges und der sozialen Ordnung wurden (vgl. Eisenstadt / Roniger 1980: 49-50).

Der politische Klientelismus veränderte sich dabei im Laufe der Jahrzehnte von einem eher ländlichen Notabeln- hin zu einem modernen Massenklientelismus (Díaz 1986; Leal / Dávila 1990).⁴ Wie das Beispiel des *Frente Nacional* in Kolumbien zeigt, kolonisierten die Parteien regelrecht den Staatsapparat, um ihre Wahlmaschinen in Gang zu halten: Sie sind es, die im modernen Klientelismus über die zahlreichen bürokratischen Posten entscheiden und den Fluß der staatlichen Gelder steuern. Die Parteien selbst aber sind wenig mehr als eine Ansammlung lokaler und regionaler klientelistischer Seilschaften, die sich untereinander die staatlichen Ressourcen streitig machen. Wenn schon historisch die inhaltlichen Differenzen zwischen den elitären Parteien gering waren, so schwinden sie im modernen Klientelismus häufig ganz.

Trotzdem kann sich das klientelistische System auch über einen längeren Zeitraum hinweg genügend Unterstützung unter der Bevölkerung sichern, um weiter bestehen zu können. Es ist die Macht des Faktischen: Wer eine staatliche Leistung oder Ressource — einen Arbeitsplatz, beispielsweise, oder ein Stipendium — zugeteilt bekommen möchte, muß sich dafür an einen bestimmten Politiker oder seine Seilschaft wenden. Soweit seine Bitten erfüllt werden, wird der Begünstigte kaum zögern, sich an seinen Teil der impliziten Abmachung zu halten und den Gönner bei den nächsten Wahlen zu unterstützen. Solange die klientelistischen Politiker die staatlichen Ressourcen monopolisieren, und solange genügend dieser, nicht unbedingt materiellen Ressourcen vorhanden sind, reproduziert sich das System selbst.⁵

Klientelistische Systeme sind bemerkenswert krisengeschüttelte und nichtsdestotrotz unbewegliche Systeme. Einerseits multiplizieren sich die Steuerungsdefizite: Wenn die staatlichen Ressourcen von unzähligen klientelistischen Seilschaften nach privaten Gesichtspunkten aufgeteilt werden, sind koordinierte, langfristige und sinnvolle staatliche Investitionsprogramme kaum möglich. In Kolumbien läßt sich die

⁴ Die althergebrachten agrarischen Eliten verlieren in diesem Prozeß an Einfluß, weil aufstrebende Politunternehmer sich auf die Flechtung klientelistischer Beziehungen und die Vermittlung zwischen staatlichem Zentrum und gesellschaftlicher Peripherie spezialisieren. Wie Francisco Leal und Andrés Dávila gezeigt haben, kann die Handhabung klientelistischer Netzwerke einen Weg des sozialen Aufstiegs darstellen.

⁵ Diejenigen, die sich nicht an die Spielregeln halten, werden gewöhnlich ausgeschlossen. Solche Links-Parteien und Gewerkschaften, soziale Bewegungen oder Guerillagruppen, die sich nicht durch Gefälligkeiten vereinnahmen lassen und deren eventueller Machtzuwachs zu Recht als eine Bedrohung des gesamten Systems empfunden wird, sind somit effektiv umzingelt. Auch der internationale Kontext spielt bei diesem Ausschluß eine Rolle: Jahrzehntlang wurden das unter formalen Gesichtspunkten ja durchaus demokratische System in Kolumbien als Bollwerk gegen den Kommunismus gutgeheißen. Die interne Konsequenz dieses Ausschlusses ist, daß es in erfolgreichen klientelistischen Systemen weder eine wirkliche Opposition noch einschneidende Regierungs- oder Machtwechsel gibt.

Ineffizienz der staatlichen Verwaltung für sämtliche Aufgabenbereiche konstatieren: Es hapert an der ökonomischen Umverteilung wie an der Gewährleistung der kommunikativen Infrastruktur, an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit wie an der Rechtssprechung. Die Effizienz, mit der ein Parteiboss dem Sohn der Nachbarin einen Arbeitsplatz beschafft, steht in einem direkten Verhältnis zur Ineffizienz staatlicher Arbeitsbeschaffungsprogramme. Die Ressourcen fließen, aber sie fließen in einer Unzahl von Rinnsälen, die sich ihren eigenen Weg bahnen. Andererseits aber stabilisieren gerade diese Rinnsäle das System: Solange es sie gibt, werden die sozialen und ökonomischen Ungleichheiten, auf denen der Klientelismus ja unter anderem basiert, nie aufgehoben, sondern immer nur in kleinen Dosen entschärft.

Bis zur Unkenntlichkeit verwischt der Klientelismus die Trennungslinien zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten. Eigeninteressen — die Wiederwahl oder die Wahrung ihres Postens — stehen für klientelistische Politiker, ihre bürokratischen Seilschaften und ihre Klienten immer im Vordergrund. Im Lauf der Jahre kommt es dabei zu Degenerationserscheinungen des Klientelismus: Immer mehr Seilschaften, die sich inhaltlich kaum voneinander unterscheiden, gehen auf Stimmenjagd. Da außerdem die Ressourcen knapper werden und die Apathie der Wähler größer (in Kolumbien liegt die Stimmenthaltung regelmäßig über 50 %), sind Wahlerfolge schwierig und vor allem, in der Ära der Massenmedien, teuer. Zudem geht das Privatinteresse der Politiker häufig über die Wahrung der Machtchancen hinaus und ist finanzieller Natur: In der Grauzone zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten werden dann Staatsgelder direkt auf die Konten der Politiker und Verwaltungsbeamten umgeleitet. Die Übergänge zwischen Klientelismus und Korruption, also der illegalen Veräußerung öffentlicher Amtsfunktionen zwecks individueller oder kollektiver Vorteilsnahme, sind fließend (vgl. Leal / Dávila 1990: 64–65).

Es ist unschwer zu erkennen, wie der Klientelismus *esmeralderos*, *marimberos* und später auch die *narcotraficantes* begünstigte. Inmitten der verallgemeinerten staatlichen Ineffizienz gibt es für illegale Akteure unzählige Möglichkeiten, sich vor der Bevölkerung zu legitimieren (und sich somit vor der Strafverfolgung zu schützen): Da werden Fußballfelder errichtet, Straßen asphaltiert, Kredite gewährt oder Konflikte geschlichtet. Außerdem erleichtert der Klientelismus eine politische Interessenvertretung, die ebenfalls unter dem Zeichen der Straffreiheit steht. Weder die *marimberos* noch die *narcotraficantes* mußten sich den Politikern aufdrängen: Entweder sie wurden mit offenen Armen empfangen oder die Politiker selbst kamen auf sie zu. Nach zwanzig Jahren *Frente Nacional* war in den siebziger Jahren die Degeneration des Klientelismus allgegenwärtig, und es scheint wenig Skrupel gegeben zu haben, illegale Wahlkampfspenden anzunehmen. Schon während der

bonanza marimbera flossen Drogengelder in Millionenhöhe in die regionalen Wahlkampfkassen; schon damals entdeckten die Politiker und ihre Seilschaften, wie unerschöpflich diese illegale Einnahmequelle war (vgl. Camacho 1981). Die Financiers aber durften für ihre Unterstützung etwas erwarten, mindestens einen zukünftigen Ansprechpartner, vielleicht aber auch einen wohlwollenden Gesetzesentwurf.

Am dramatischsten spiegelt sich der prekäre Charakter von Gewaltmonopol, Staat und Legitimität im desolaten Zustand der Strafverfolgung und Justiz. Schon in den siebziger Jahren, als die Pioniere des Kokainhandels eigentlich noch «kleine Nummern» waren, wurden sie nach ihrer Verhaftung regelmäßig wieder freigelassen. Das lag einerseits an Lücken in der Gesetzgebung, die von den Anwälten der *narcotraficantes* geschickt aufgetan wurden (vgl. *El Tiempo*, 6. Mai 1973; 16. Juni 1977; 1. Februar 1978). Andererseits aber war von Beginn an Korruption im Spiel: Reihenweise wurden verhaftete *narcotraficantes* von Richtern, Polizisten oder Gefängniswärtern wieder freigelassen (vgl. *El Tiempo*, 22. September 1972; 22. September 1975; 28. Januar 1976). Sehr früh schon spielte auch die Androhung und Anwendung von Gewalt eine Rolle, der Staat aber reagierte nicht darauf (vgl. *El Tiempo*, 6. Mai 1977; 28. Oktober 1977; 12. Oktober 1980): «Never kill a cop (or a judge)» mag anderswo eine Lebensweisheit illegaler Akteure sein, nicht aber in Kolumbien.

Warum sie denn ausgerechnet nach Kolumbien gekommen seien, fragte ein Ermittlungsbeamter jene Ausländer, die in den regen Kleinhandel der Pionierzeiten verwickelt waren. Meist lautete die Antwort, sie seien nach Kolumbien gekommen, weil hier der illegale Handel sehr einfach sei. Ihrer Ansicht nach sei dies ein Land ohne Gesetze (*El Tiempo*, 31. August 1972). Sollten sie das wirklich so gesagt haben, irrten sie gründlich. Der Staat wuchert regelrecht mit Gesetzgebung. Auf dem Papier ist die Normativität raffiniert ausgeklügelt und mitunter sogar sehr fortschrittlich, was die Rechte der Bürger anbelangt — nur mit ihrer Umsetzung hapert es. Kompensatorische Anstrengungen, also: Wenn schon die Realität so aussieht, wie sie aussieht, muß wenigstens die juristische Fiktion aufrechterhalten werden. Die Kluft zwischen dem *de jure*, dem Sollen, und dem *de facto*, dem Sein, ist in Kolumbien größer als anderswo.

Eine unparteiische und effiziente Rechtsprechung dürfte es noch nie gegeben haben, und das hängt eng mit der beschriebenen Entstehung und Struktur des Staates zusammen. *La ley es para los de ruana*, ist in Kolumbien noch heute eine stehende Redewendung: «Das Gesetz betrifft nur jene, welche die Ruana (Poncho) tragen.» Wer über Reichtum, Macht und staatlichen Einfluß verfügt, kann das Gesetz brechen und sich trotzdem einer Sanktion entziehen; wer nicht in einer so privilegierten Lage

ist, gerät bei rechtswidrigem Verhalten mit größerer Wahrscheinlichkeit in die Mühlen der Justiz. Wenn aber die Gesetze nicht für alle gelten, sind sie nicht legitim, und es gibt wenig Grund, sie zu befolgen.

Ohnehin ist die Sanktionswahrscheinlichkeit sehr gering; es herrscht eine weitgehende Straffreiheit.⁶ Fernando Gaitán Daza hat gezeigt, daß diese Straffreiheit seit den fünfziger Jahren und dem klientelistischen Frente Nacional nicht etwa abnahm, sondern expandierte (Deas / Gaitán 1995: 315-348). Obwohl vermehrt staatliche Ressourcen in Polizei und Justiz investiert wurden und obwohl die Delikttraten anstiegen, kam es immer seltener zu Anklageerhebungen vor Gericht, geschweige denn zu Verurteilungen. Wie Gaitán Daza vermutet, dürfte das nicht zuletzt mit den Gesetzesbrüchen und der Korruption zusammenhängen, die innerhalb der Strafverfolgungsbehörden grassierten. Die Summe vieler privater und klientelistischer Seilschaften, die den Staat nun einmal ausmachen, kann keinen Rechtsstaat ergeben. Wenn aber der Staatsapparat seine Normativität fortwährend selbst untergräbt — und das deutlichste Beispiel hierfür sind die Menschenrechtsverletzungen — ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich die Bürger immer weniger an seine normativen Vorgaben halten.

Rechtswidriges Verhalten jedenfalls hat einen expansiven Charakter: Je mehr Menschen die Normen mißachten, desto benachteiligter sind jene anderen, die sich sehr wohl an die Gesetze halten. Wenn sehr viele Menschen Verwaltungsbeamte bestechen oder illegale Gelder «waschen», erwachsen demjenigen, der es aus Prinzipientreue nicht tut, wirtschaftliche Nachteile. Es wird zunehmend unklug, sich an die Gesetze zu halten. Die Ausbreitung der Illegalität kann so eine «Falle der Unehrllichkeit» auf tun, in die ganze Gesellschaften hineingeraten können und aus der sie nur schwer wieder herauskommen (Thoumi 1987).

Ist die Ausbreitung von Normverstößen allein auf das Verhalten des staatlichen Büttels zurückzuführen? Es wäre eine zutiefst beunruhigende Erkenntnis, wenn das reibungslose Zusammenleben nur durch die Repression gewährleistet werden kann. Spielen jenseits des Staates nicht noch andere Instanzen eine Rolle? Lernen die Menschen nicht auch in der Familie, in der Schule, auf dem Markt oder in den Glaubensgemeinschaften, sich an gewisse Regeln des menschlichen Zusammenlebens zu halten? Besonders Kinder und Jugendliche verinnerlichen während ihrer Sozialisation die in ihrer Gesellschaft bestehenden Verhaltensregeln. «Das tut man nicht», wird sie gelehrt, und dieses «das tut man nicht» kann für das ganze Leben prägen.

⁶ Laut jüngsten offiziellen Untersuchungen werden in Kolumbien von 100 Delikten nur 20 angezeigt. Von diesen 20 eingeleiteten Verfahren werden 14 wegen Ablaufs der Fristen eingestellt. In den übrigen Verfahren kommt es nur in drei Fällen zu einer Verurteilung. Mit anderen Worten: 97 % aller Delikte werden nicht sanktioniert (nach *El Tiempo*, 28. August 1994, S. 26 A).

Mitunter wird argumentiert, daß diese Instanzen der Gewissensbildung und der sozialen Kontrolle durch den rapiden gesellschaftlichen Wandel geschwächt wurden (vgl. Salazar / Jaramillo 1992). Tatsächlich war das Kolumbien der letzten Jahrzehnte durch intensive wirtschaftliche und soziale (nicht jedoch politische) Modernisierungsschübe geprägt. Der Wandel läßt sich an einer Vielzahl von Indikatoren ablesen: an der einsetzenden Industrialisierung und dem Niedergang der ländlichen Arbeits- und Lebenswelt; an der Verstärkung oder dem Ausbau des Dienstleistungssektors; an der Ausweitung der staatlichen Infrastruktur und der Bildungsexpansion; am Rückgang der Geburtenrate oder der wachsenden Zahl berufstätiger Frauen; an dem immer größeren Einfluß des Fernsehens und der Globalisierung bestimmter, häufig nordamerikanischer Konsummuster. Bemerkenswert ist die Intensität des Wandels: Lebten um 1940 noch rund zwei Drittel der kolumbianischen Bevölkerung auf dem Land, hatte sich das Verhältnis ein halbes Jahrhundert später umgekehrt — nunmehr sind zwei Drittel in Städten niedergelassen (vgl. Thoumi 1994: 5-13).⁷

Auch die regionale Unterscheidung zeigt, daß illegale Akteure wie *pájaros*, *esmeralderos* oder *marimberos* meist in Regionalräumen agierten, wo rigide soziale Strukturen aufbrachen und ökonomische Potentiale aufgetan und genutzt wurden. Mehr noch gilt das für die *narcotraficantes*. Zwar werden Koka oder Mohn meist in ärmeren, von bäuerlichem Kleinbesitz gezeichneten Regionen angebaut und verarbeitet; selbst hier jedoch handelt es sich häufig um Kolonisationsgebiete, deren Sozialstrukturen vom illegalen Anbau und seinen Profitmargen nur noch zusätzlich dynamisiert werden (vgl. Echandía 1992: 210-212). Vor allem aber: Jene *narcotraficantes*, die das große Geschäft in der Hand haben, wurzeln und agieren meist in anderen Regionen. Ihre Hochburgen in den *departamentos* Antioquia, Valle oder Risaralda sind meist Gegenden, die schon seit Jahrzehnten zu den dynamischen Regionalräumen Kolumbiens gerechnet werden; Medellín und Cali sind moderne Großstädte.

Sicherlich beinhaltet der gesellschaftliche Wandel einen gewissen Verlust an sozialer Kontrolle, sicher ging der regulierende Einfluß von Kirche, Dorfgemeinschaft oder Familienverband zurück. Bei der Beurteilung dieses Zusammenhangs ist jedoch Vorsicht angebracht. Die prämoderne Gemeinschaft, in der keiner ausschert, weil sich alle aufgehoben und zugehörig fühlen, ist eine idealtypische Fiktion. Auch innerhalb des Clans, der *hacienda* oder der Gemeinde, gibt es interne Spannungen zwischen Individuen, die nach Prestige, Macht oder Reichtum streben. Auch hier gibt es regelmäßig Normverstöße, und die soziale Kontrolle ist keineswegs perfekt. Außerdem: Wann soll die Stunde Null angesetzt werden, als die soziale Ordnung

⁷ Vgl. hierzu die Aufsätze von Günter Mertins («Raumstruktur und Bevölkerung») und Vincent Gouëset («Die Entwicklung der kolumbianischen Städte») (in diesem Band).

noch bestand? Wieviele Jahrzehnte oder Jahrhunderte muß dafür in Kolumbien zurückgegangen werden? Selbst als Institutionen wie Kirche, Großgrundbesitz und Familie noch gefestigt waren, wurden Besitz- und Machtverhältnisse mit Gewalt ausgefochten.

Überzeugender scheint es da, ein negatives Erbe der Vergangenheit hervorzuheben, wie es die Ökonomen Salomón Kalmanovitz (1989) und Francesco Thoumi (1994) tun: Trotz der Ausbreitung des kapitalistischen Systems halte sich nach wie vor und besonders unter den Eliten eine «Ethik der Ungleichheit», die in der Kolonial- und Agrargesellschaft gründe. Wo die Menschen — so im heutigen Kolumbien — nicht verinnerlicht hätten, daß alle ebenbürtig sind, gebe es nur wenig Hemmungen, den anderen seiner Rechte zu berauben, des Lebensrechts eingeschlossen (vgl. Comisión de Superación de la Violencia 1992: 145). Freilich bleibt immer noch die Frage, wie eine «Ethik der Gleichheit» ohne Einschnitte wie Revolutionen oder staatlichen Zwang entstehen kann. Offenkundig reichen weder eine fortschreitende Expansion des Marktes noch ein diffuses Gefühl der Zusammengehörigkeit — «wir sind doch alle *paisas*, Bewohner des *departamento* Antioquia» — aus.

Vielmehr scheint der gesellschaftliche Wandel «Gelegenheitsstrukturen» eröffnet zu haben — um einen Begriff von Richard A. Cloward und Lloyd E. Ohlin zu entleihen (1960: 150) — die das Wachstum der organisierten Kriminalität begünstigten. Besonders deutlich wird das an den meist im Zusammenhang mit sozialen Krisen diskutierten Migrationsprozessen. In Kolumbien haben in den letzten Jahrzehnten Hunderttausende ihre Heimat verlassen, um anderweitig ihr Glück zu versuchen (sei es in den Städten und Industriegebieten innerhalb Kolumbiens oder im Ausland, vor allem in Venezuela und den USA). Das kann gut gehen oder auch nicht, und je nachdem bleiben die Auswanderer für immer fort, kehren zurück oder pendeln zwischen Heimat und Wahlheimat: Migranten haben mehr Optionen als diejenigen, die daheim bleiben. Die Erfahrung der Fremde vermittelt ihnen eine Vorstellung davon, daß auch andere Handlungsmuster und Wertvorstellungen möglich sind; ein Wissen, das sie als Mittler zwischen den Kulturen innovativ anwenden können. Ihre vielfältigten Handlungsoptionen freilich müssen nicht immer rechtskonform sein. Der entscheidende unternehmerische Sprung der *narcotraficantes* — die Expansion auf dem Vertriebssektor in den USA — war nur deswegen möglich, weil die dortigen Verhältnisse den *narcotraficantes* nicht mehr fremd waren und die illegalen Netzwerke inmitten von Hunderttausenden ausgewanderter Kolumbianer getarnt werden konnten (Krauthausen / Sarmiento 1991: 156-158).

Beschleunigter Wandel an sich sagt wenig über die soziale Ungleichheit in einer Gesellschaft aus: Während dieser Phasen kann die Kluft zwischen Arm und Reich tiefer werden, gleich bleiben oder auch abnehmen. In Kolumbien hat sich in den

letzten 30 Jahren zwar die Einkommensverteilung gebessert, aber immer noch leben je nach angelegtem Maßstab zwischen einem Viertel und zwei Drittel der Menschen in Armut (Thoumi 1994: 13). Trotzdem können keine allgemeine Aussagen darüber getroffen werden, ob die soziale Ungleichheit etwas mit der organisierten Kriminalität zu tun hat oder nicht. Der im ersten Moment vermutete Zusammenhang verschwimmt sehr schnell, wenn genauer hingesehen wird, und sei es bloß, weil viele *esmeralderos*, *marimberos* oder *narcotraficantes* nicht aus ärmlichen Verhältnissen stammen. Fest steht nur: In den turbulenten Zeiten des Wandels baut die organisierte Kriminalität einen Weg der sozialen Mobilität aus, der zumeist von Mitgliedern der Unter- und Mittelschicht genutzt wird. Das heißt jedoch nicht, daß es parallel hierzu nicht auch noch andere Aufstiegskanäle gäbe.

Fest steht ebenfalls: Gerade in den Hochburgen des *narcotráfico* gibt es sehr viele, besonders junge Menschen, die zwar viel vom Leben erwarten, aber inmitten von hoher Arbeitslosigkeit und zerrütteten Familienverhältnissen nur wenig Chancen haben, diese Erwartungen auch auf legalem Wege zu erfüllen (vgl. Salazar 1991). Aus diesen Schichten rekrutiert sich häufig das gewalttätige Fußvolk der organisierten Kriminalität; der *narcotráfico* benötigt den ehrgeizigen Nachwuchs, um ihm die gefährlichsten Aufgaben zu übertragen. Der italienische Soziologe Pino Arlacchi hat darauf hingewiesen, daß ein derartiges Reservoir an eventuell gewalttätiger und «krimineller» Arbeitskraft einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil für die organisierte Kriminalität in der «Dritten Welt» und in der Peripherie der «ersten» darstellt (1988: 233).

Der Konflikt zwischen fortbestehender sozialer Ungleichheit und erhöhten Erwartungshaltungen findet sich auch in anderen Gesellschaften. Inwieweit jedoch die Spannungen zu einer Ausbreitung der Illegalität oder zu Gewaltausbrüchen führen, dürfte von den Rahmenbedingungen abhängen. Je weniger ein durch Privatinteressen durchsetzter Staatsapparat die Härten des gesellschaftlichen Wandels abfedert und die sozialen Konflikte politisch institutionalisiert und kanalisiert, um so größer das Risiko von Gewalt und Gesetzesbruch (vgl. Pécaut 1989: 25-32; Dombois / Krauthausen 1989: 259-260). Je ausgeprägter im Markt- und Gesellschaftssystem das Recht des Stärkeren und Gewiefteren regiert, um so weniger kann von den sozial Benachteiligten erwartet werden, daß sie sich anders als jene politischen und wirtschaftlichen Eliten verhalten, denen alle Mittel Recht sind, um ihre Privilegien zu bewahren (Thoumi 1994).

4 Schluß

Es wurde argumentiert, daß der *narcotráfico* nicht zufällig in Kolumbien erstarkte. Schon vor den siebziger Jahren verfügte das Land über eine beachtliche illegale Tradition, die ebenso wie die Entfaltung des *narcotráfico* erst durch bestimmte Voraussetzungen der kolumbianischen Gesellschaft ermöglicht wurde. Besonders wurden die strukturellen Merkmale des Staates hervorgehoben: Ohne über ein gefestigtes Gewaltmonopol zu verfügen und von klientelistischen Seilschaften durchsetzt, kann der unzureichend legitimierte Staat sein Recht nicht durchsetzen. Auch hat die durch die fehlende Konfliktinstitutionalisierung ohnehin zersplitterte Gesellschaft einen rasanten Wandel durchgemacht, der nicht nur die Instanzen sozialer Kontrolle schwächte, sondern ebenso die Gelegenheiten rechtswidrigen Handelns multiplizierte sowie die Erfahrung sozioökonomischer Ungleichheit verschärfte.

Nur mit tiefgreifenden politischen und gesellschaftlichen Reformen könnten diese den *narcotráfico* begünstigenden Strukturen geändert werden. Solange Kolumbien nicht über einen Rechtsstaat verfügt, der stark und legitim zugleich ist, solange kein modernes Parteiensystem eingeführt und die Justiz gestärkt wird, solange es nicht gelingt, die sozialen Umwälzungen abzufedern und zu steuern, solange nicht eine zivile Konfliktschlichtung greift, wird sich jede noch so harte Maßnahme zur Bekämpfung der Gewalt und der illegalen Ökonomie als nutzlos erweisen, werden immer wieder neue «kriminelle» Akteure heranwachsen. Es mag optimistisch stimmen, daß diese Reformen in den letzten Jahren verstärkt angegangen wurden. Zu nennen wären hier die neue Verfassung, die Modernisierung des Staatsapparates, der Umbau der Justiz, die freilich noch zaghaften Fortschritte in der Sozialpolitik und in der Frage der Menschenrechte. Derzeit ist in Kolumbien vieles in Bewegung. Im unmittelbaren Bezug auf den *narcotráfico* mag außerdem zuversichtlich stimmen, daß nun auch die politische Rückendeckung des Drogenhandels strafrechtlich verfolgt wird. Es ist bezeichnend, daß die Bosse des Cali-Kartells erst nach der Einleitung dieser Untersuchungen gefaßt werden konnten.

Und doch entsteht manchmal der Eindruck, daß auf jeden Schritt vorwärts einer zurück folgt. Mit dafür verantwortlich ist der *narcotráfico* selbst: Der Drogenhandel zehrt nicht nur von den hier beschriebenen Voraussetzungen, er reproduziert und verschärft sie auch fortwährend. Privatisierung des Staates, Gewalt, Menschenrechtsverletzungen, Straffreiheit oder Kriminalität — all dies gab es schon vor dem *narcotráfico*. Seit den achtziger Jahren und dem Kokainboom aber haben diese Phänomene Ausmaße angenommen, die mitunter unvorstellbar sind. Die Justiz ist kollabiert, die Korruption reicht bis in die höchsten Etagen der Politik, im ganzen

Land wüten von den *narcotraficantes* mitfinanzierte paramilitärische Schwadronen und Guerillaverbände, die Gewalt sucht weltweit ihresgleichen. Es grassiert das Fieber des schnellen Geldes; des «wenn nötig, gehe ich über Leichen». Auch wegen der Drogengelder wächst die Wirtschaft beständig. Wozu aber eine ökonomische Modernisierung, wenn die Gesellschaft zerbricht?

Es ist nicht ausgemacht, daß die institutionellen Reformen mittel- oder langfristig fruchten werden. Vielleicht könnte eine weltweite Entkriminalisierung der illegalen Drogenmärkte Abhilfe schaffen — die ist längst überfällig und wird von wissenschaftlichen Studien zur Drogenproblematik praktisch einhellig gefordert. Nur eine solche Legalisierung vermöchte der weltweiten organisierten Kriminalität die höchsten Gewinnspannen nehmen, allein sie könnte die hier beschriebene Dynamik bremsen. Indes schreitet in Kolumbien die etwas andere Modernisierung mit ungewissem Ausgang voran.

5 Literaturverzeichnis

- Arango Jaramillo, Mario / Child Vélez, Jorge (1984): *Narcotráfico: imperio de la cocaína*, Bogotá: Percepción.
- Arango Jaramillo, Mario / Child Vélez, Jorge (1985): *Los condenados de la coca*, Medellín: J. M. Arango.
- Arango Jaramillo, Mario (1988): *El impacto del narcotráfico en Antioquia*, Medellín: J. M. Arango.
- Arias Orozco, Edgar / Medina Franco, Gilberto / Bonilla Naranjo, Wilfer (1994): *Los jóvenes protagonistas de violencia y de paz*, Medellín: Instituto Popular de Capacitación.
- Arlacchi, Pino (1989): *Mafiose Ethik und der Geist des Kapitalismus*, Frankfurt am Main: Cooperative.
- Betancourt, Darío / García, Martha L. (1990): *Matones y cuadrilleros: origen y evolución de la violencia en el occidente colombiano*, Bogotá: Tercer Mundo; IEPRI.
- Betancourt, Darío / García, Martha L. (1994): *Contrabandistas, marimberos y mafiosos*, Bogotá: Tercer Mundo.
- Block, Alan A. (1980): *East Side-West Side: Organizing Crime in New York, 1930-1950*, New Brunswick, N. J.: Transaction Books.
- Buendía, Aureliano (1988): «La zona esmeraldífera: una cultura de la violencia», in: *Revista Foro* 6, S. 38-46.
- Burin des Roziers, Philippe (1995): *Cultures mafieuses: l'exemple colombien*, Paris: Stock.

- Bushnell, David (1992): «Politics and Violence in Nineteenth-Century Colombia», in: Bergquist, Charles / Peñaranda, Ricardo / Sánchez, Gonzalo (Hrsg.): *Violence in Colombia: The Contemporary Crisis in Historical Perspective*, Wilmington: SR Books, S. 11-31.
- Bushnell, David (1993): *The Making of Modern Colombia: A Nation in Spite of Itself*, Berkeley, Ca.: University of California Press.
- Camacho Guizado, Alvaro (1981): *Droga, corrupción y poder: marihuana y cocaína en la sociedad colombiana*, Cali: CIDSE.
- Cañón M., Luis (1994): *El patrón: vida y muerte de Pablo Escobar*, Bogotá: Planeta.
- Castillo, Fabio (1987): *Los jinetes de la cocaína*, Bogotá: Documentos Periodísticos.
- Castro Caycedo, Germán (1994): *La bruja: coca, política y demonio*, Bogotá: Planeta.
- Cervantes Angulo, José (1980): *La noche de las luciérnagas*, Bogotá: Plaza & Janés.
- Chambliss, William J. (1978): *On the Take: From Petty Crooks to Presidents*, Bloomington: Indiana University Press.
- Claver Téllez, Pedro (1993): *La guerra verde: treinta años de conflicto entre los esmeralderos*, Bogotá: Intermedio.
- Cloward, Richard A. / Ohlin, Lloyd E. (1960): *Delinquency and Opportunity: a Theory of Delinquent Gangs*, New York: The Free Press.
- Comisión de Superación de la Violencia (1992): *Pacificar la paz: Lo que no se ha negociado en los acuerdos de paz*, Bogotá: IEPRI; CINEP; CAJ; CECOIN.
- Cortés, Fernando (1993): *Rodríguez Gacha: «El Mexicano»*, Bogotá: Intermedio.
- Deas, Malcolm / Gaitán Daza, Fernando (1995): *Dos ensayos especulativos sobre la violencia en Colombia*, Bogotá: FONADE; Departamento Nacional de Planeación.
- Del Olmo, Rosa (1992): *Prohibir o domesticar? Políticas de drogas en América Latina*, Caracas: Nueva Sociedad.
- Díaz Uribe, Eduardo (1986): *El clientelismo en Colombia*, Bogotá: El Ancora.
- Dombois, Rainer / Krauthausen, Ciro (1989): «Gewalt und Menschenrechte in Kolumbien», in: *Vierteljahresberichte* 117, S. 255-265.
- Dombois, Rainer (1989): «Coca, Recht und Gewalt — zur Kokainökonomie in Kolumbien», in: *Mehrwert* 31, S. 56-93.
- Echandía Castilla, Camilo (1992): «Violencia y desarrollo en el municipio colombiano: 1990-1992», in: *Boletín de estadística* 476, S. 203-229.
- Eisenstadt, S. N. / Roniger, Louis (1980): *Patrons, Clients and Friends: Interpersonal Relations and the Structure of Trust in Society*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Elias, Norbert (¹⁷1992): *Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen; zweiter Band*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Findecaribe (1992): *Proyecto apoyo a la prevención del problema de la droga a través de medios de comunicación social*, Santa Marta: UNESCO-Ministerio de Comunicaciones.
- García, Miguel (1991): *Los barones de la cocaína: la historia del narcoterrorismo y su red internacional*, México, D. F.: Planeta.
- González, Fernán (1989): «Aproximación a la configuración política de Colombia», in: *Controversia* 153-154, S. 19-72.
- Guerrero, Javier (1991): *Los años del olvido: Boyacá y los orígenes de la Violencia*, Bogotá: Tercer Mundo; IEPRI.
- Guerrero, Javier (1993): «La Bolsa de esmeraldas y los pactos de la zona esmeraldífera», in: *Revista Foro* 22, S. 80-92.
- Hess, Henner (1994): «Para-Staat und Abenteuerkapitalismus: die sizilianische Mafia 1943-1993», in: *Kritische Justiz* 27/1, S. 23-41.
- Jimeno, Ramón (1990): «En la metrópoli del nuevo bajo mundo», in: *Gaceta* 8, S. 26-27.
- Kalmanovitz, Salomón (1989): *La encrucijada de la sinrazón y otros ensayos*, Bogotá: Tercer Mundo.
- Kalmanovitz, Salomón (1991): «Die Ökonomie des Drogenhandels in Kolumbien», in: Krauthausen, Ciro (Hrsg.): *Koka-Kokain: Reportagen, Analysen und Dokumente aus den Andenländern*, München: Raben Verlag, S. 113-127.
- Krauthausen, Ciro / Sarmiento, Luis Fernando (1991): *Cocaína & Co: un mercado ilegal por dentro*, Bogotá: Tercer Mundo; IEPRI.
- Krauthausen, Ciro (1994): «Poder y mercado: el narcotráfico colombiano y la mafia italiana», in: *Nueva Sociedad* 130, S. 112-125.
- Krauthausen, Ciro (1996): *Moderne Gewalten: organisierte Kriminalität in Kolumbien und Italien*, Diss. Berlin: Freie Universität.
- Leal Buitrago, Francisco / Dávila Ladrón de Guevara, Andrés (1990): *Clientelismo: el sistema político y su expresión regional*, Bogotá: Tercer Mundo; IEPRI.
- Lemarchand, René (1981): «Comparative Political Clientelism: Structure, Process and Optic», in: Eisenstadt, S. N. / Lemarchand, René (Hrsg.): *Political Clientelism, Patronage and Development*, London; Beverly Hills: Sage, S. 7-34.
- Lupsha, Peter A. (1990): «El tráfico de drogas: México y Colombia, una perspectiva comparada», in: Tokatlíán, Juan G. / Bagley, Bruce M. (Hrsg.): *Economía y política del narcotráfico*, Bogotá: Uniandes; CEREC, S. 235-264.
- Mann, Michael (1986): *The Sources of Social Power, Volume I: A History of Power from the Beginning to A. D. 1760*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Mills, James (1986): *The Underground Empire*, New York: Dell Publishing.

- Molano, Alfredo (1988): «Algunas consideraciones sobre la colonización y la violencia», in: Segura de Camacho, Nora (Hrsg.): *Colombia: Democracia y Sociedad*, Bogotá: CIDSE; FESCOL.
- Molano, Alfredo (1990): *Aguas arriba: entre la coca y el oro*, Bogotá: El Ancora.
- Nadelmann, Ethan A. (1986): «Latinoamérica: economía política del comercio de la cocaína», in: *Texto y Contexto* 9, S. 27-50.
- Ortiz S., Carlos Miguel (1986): «‘La violencia’ y los negocios: Quindío años 50 y 60», in: Sánchez, Gonzalo / Peñaranda, Ricardo (Hrsg.): *Pasado y presente de la Violencia en Colombia*, Bogotá: CEREC, S. 267-304.
- Pécaut, Daniel (1987): *Orden y violencia: Colombia 1930-1954; vol. I*, Bogotá: Siglo XXI.
- Pécaut, Daniel (1989): *Crónica de dos décadas de política colombiana: 1968-1988*, Bogotá: Siglo XXI.
- Pineda Giraldo, Roberto (1990): «¿Dos Guajiras?», in: Ardila C., Gerardo (Hrsg.): *La Guajira*, Bogotá: Universidad Nacional, S. 257-274.
- Policía Nacional (1990): «Tendencias de la criminalidad 1958-1991», Jubiläumsausgabe des Jahrbuchs: *Criminalidad* 33.
- Reina Echeverry, Mauricio (1992): «La economía del narcotráfico en la subregión andina», in: Eastman, Jorge Mario / Sánchez, Ruben David (Hrsg.): *El narcotráfico en la región andina*, Bogotá: Parlamento Andino; ONU; UNDCP, S. 45-78.
- Restrepo, Laura (1993): *El leopardo al sol: cuando la guerra es entre hermanos*, Bogotá: Planeta.
- Restrepo, Luis Alberto (1995): «Kolumbien: von der Schocktherapie zum Sprung nach vorn; Bilanz und Perspektiven», in: *Lateinamerika: Analysen und Berichte; 19*, S. 185-196.
- Reuter, Peter (1983): *Disorganized Crime: Illegal Markets and the Mafia*, Cambridge, Mass.: The Massachusetts Institut of Technology Press.
- Romero, José Luis (1976): *Latinoamérica: las ciudades y las ideas*, México, D. F.: Siglo XXI.
- Ruggiero, Vincenzo (1993): «Organized Crime in Italy: Testing Alternative Definitions», in: *Social & Legal Studies* 2, S. 131-148.
- Ruiz Hernández, Hernando (1980): «La producción y el comercio de marihuana en Colombia: aspectos relevantes», in: Samper Pizano, Ernesto / Ruiz, Hernando / Pearson, Annett / Gaitán Mahecha, Bernardo / Zinberg, Norman (Hrsg.): *La legalización de la marihuana*, Bogotá: ANIF, S. 35-96.
- Salazar, Alonso (1991): *Totgeboren in Medellín*, Wuppertal: Peter Hammer.
- Salazar, Alonso / Jaramillo, Ana María (1992): *Medellín: las subculturas del narcotráfico*, Bogotá: CINEP.

- Sánchez, Gonzalo / Meertens, Donny (1983): *Bandoleros, gamonales y campesinos: el caso de la violencia en Colombia*, Bogotá: El Ancora.
- Sánchez, Gonzalo (1990): «Guerra y política en la sociedad colombiana», in: *Análisis político* 11, S. 7-27.
- Sarmiento Palacio, Eduardo (1990): «Economía del narcotráfico», in: Arrieta, Carlos G. / Orjuela, Luis J. / Sarmiento, Eduardo / Tokatuán, Juan G. (Hrsg.): *Narcotráfico en Colombia: dimensiones políticas, económicas, jurídicas e internacionales*, Bogotá: Tercer Mundo; Uniandes, S. 43-98.
- Strong, Simon (1995): *Whitewash: Pablo Escobar and the Cocaine Wars*, London: Macmillan.
- Thoumi, Francisco (1987): «Some Implications of the Growth of the Underground Economy in Colombia», in: *Journal of Interamerican Studies and World Affairs* 29/2, S. 35-53.
- Thoumi, Francisco (1994): *Economía política y narcotráfico*, Bogotá: Tercer Mundo.
- Tirado Mejía, Alvaro (1976): *Aspectos sociales de las guerras civiles en Colombia*, Bogotá: Instituto Colombiano de Cultura.
- Uprimmy, Rodrigo (1992): *Narcotráfico, régimen político, violencias y derechos humanos en Colombia: informe final de investigación*, Bogotá: Comisión Andina de Juristas.
- Uribe Alarcón, María Victoria (1992): *Limpiar la tierra: guerra y poder entre esmeralderos*, Bogotá: CINEP.
- Weber, Max (1985): *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr.
- Wolff, Kay / Taylor, Sybil (1989): *The Last Run*, New York: Viking Penguin.